

CHRISTIANE MEYER-RICKS

Die Moorheiligen

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



Dönne schüttelte den Kopf. »Trockenes Jahr. In der Lüneburger Heide gab es damals einen Waldbrand, den sie sogar aus dem All fotografiert haben.«

Die Männer konnten einander kaum noch sehen, so dunkel war es inzwischen geworden. Wieder rauschte der Wind durch die gefrorenen Zweige, und Hein lief ein Schauer über den Rücken.

»Was liegt weiter in der Richtung?«, fragte er.

»Ein, zwei Moorhütten, die auf Sanddünen sitzen. Da haben früher die Torfstecher geschlafen. Aber da ist schon lange keiner mehr gewesen.«

Hein sog die kalte Luft ein. »Es kommt Schnee. Wir sollten zurück.«

Gerade ließen sie sich an einem der fünf Tische in der Gaststätte »Räucherhaus« nieder, als Heins Telefon klingelte. Erschöpft vom Marsch zurück durch das eisige Moor stand er wieder auf und ging mit dem läutenden Telefon vor die Tür.

»Hein.« Seine Zunge fühlte sich steif an.

»Hier ist Voss«, drang es eifrig aus dem Hörer.

Einen Moment lang betrachtete Hein seine verdreckten Gummistiefel. Mit dem Abitur war seine Waisenrente aufgebraucht, und Hein nahm eine Stelle in einem Café an, weil der Wirt ihm die Kammer über der Küche kostenlos zum Wohnen überließ. Klaglos ertrug Hein den Dunst des Frittieröls und die unregelmäßigen Arbeitszeiten. Ich brauche Zeit zum Planen, sagte er sich. Als sein Vorsatz, Jura zu studieren, feststand, verfügte Hein über 1.500 Mark und war fest entschlossen, als Staatsanwalt einen Unterschied in der Welt zu machen.

Jetzt ist es so weit, dachte Hein und sein Kopf füllte sich mit Vorstellungen davon, was Erich Gabert passiert

sein könnte. Dieses Mal würde er wirklich einen Unterschied machen.

»Herrgott, Hein, hören Sie mir eigentlich zu?«, rief Voss aufgebracht ins Telefon.

Der Mann ist wirklich eine Mimose, fand Hein und sagte: »Ich bin ganz Ohr.«

»Die Kollegen in Hamburg haben von Gaberts Familie sein ehemaliges Fußballtrikot für die DNA-Analyse bekommen. Das Profil stimmt mit dem der Moorleiche überein. Es ist Erich Gabert und ...«, Voss machte eine seiner berüchtigten theatralischen Kunstpausen, »er war auf LSD, als er starb.«

Hein sah über die Straße in den Wald, der einen gespenstischen Eindruck machte.

»Außerdem hat die ballistische Untersuchung ergeben, dass es sich bei der Waffe um eine Holly gehandelt hat. – Hein?«

Vor seinem geistigen Auge sah Hein, wie Erich Gabert von Waldgeistern verfolgt durch den Wald taumelte. Irgendetwas hatte ihn vor sich hergetrieben.

»Was sagen Sie? – Hein!«, rief Voss durch die Leitung.

»Was soll ich sagen? Wenn wir uns sehen, bekommen Sie einen dicken Kuss von mir.«

Am anderen Ende der Leitung fühlte sich jemand veralbert und legte auf.

In dem dunkel gebeizten Gasträum des ehemaligen Räucherhauses war es finster wie in einem Bergwerk. Hinter der Bar stand ein maulfauler Wirt und trocknete mit hochgekremelten Ärmeln Gläser ab, die er neben dem Zapfhahn aufstellte. Bevor seine Frau ihn verlassen hatte, um vor der Stille des Moorwalds in die Stadt zu fliehen, hatte sie mit Schablonen Fische an die holzgetäfelten Wände

gemalt. Die außen liegenden Wasserrohre hatte sie mit Fischernetzen umwickelt und Muscheln hineingesteckt – ein ebenso verzweifelter wie missglückter Versuch, die Stimmung im »Räucherhaus« aufzuheitern.

Drei Waldarbeiter in Flanellhemden mit verschlissenen Krägen saßen an der Bar und guckten eine Sportsendung im Fernsehen. Neben ihnen an der Wand hingen ihre Arbeitsjacken an Wandhaken. Der Wirt wechselte einen Blick mit Hein und trat behäbig an den Tisch, um die Bestellung aufzunehmen.

»Suppe oder Wildeintopf aus der Mikrowelle?«, fragte er.

Hein bestellte sich den Wildeintopf und setzte sich zu Dönne an den Tisch, der bereits sein Brot in die Suppe tunkte und es sich eilig in den Mund schob. Dabei kleckerte er sich den Bart voll. Hein konnte ein liebevolles Lächeln nicht unterdrücken.

»Stell dir vor, Dönne, der Tote war auf Drogen. Und dann wurde er erschossen«, sagte Hein.

»Wat foar in Skyt«, murmelte Dönne. Dabei krümelte er konzentriert Brotstückchen in seine Suppe.

Der Wirt legte das in eine weiße Papierserviette eingerollte Besteck neben Hein auf den Tisch und stellte ein Bier dazu. Dann ging er zurück hinter die Bar, entnahm der Mikrowelle eine Plastikverpackung, schnitt sie auf und kippte den Inhalt auf einen Teller, den er wortlos vor Hein abstellte.

Hein schob den Teller beiseite und dachte laut nach: »Eine Holly war seinerzeit die bevorzugte Waffe der RAF. Worin hat sich Gabert da bloß verstrickt?«

Dönne bemerkte, dass Hein sein Essen nicht anrührte. Er zog den Teller zu sich und begann zu essen.

»Du solltest mehr essen, Jorik.«

Dönne hat recht, dachte Hein, als er etwas später zu Hause vor seinem leeren Kühlschrank stand und auf eine einsame Dose Tomatenmark starrte. Draußen war es jetzt ganz dunkel geworden. Im Wasser spiegelten sich die Lichter der Hotelpromenade, die am Greveshavener Süstrand entlang verlief. Ein Investor hatte die leer stehende Kaserne zu einem Wellnesshotel umgebaut, aber soweit es Hein beurteilen konnte, blieben die meisten Zimmer ungenutzt. Er selber wohnte gegenüber auf der Industrie-seite, wo Fischerboote, Baggerschiffe und ein paar Segelboote nebeneinander schaukelten. Durch die Aufbauten der Arbeitsschiffe jaulte der Wind. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Nur vor der Hafenkneipe schlingerte noch die Lichterkette zum Zeichen dafür, dass es dort Leben und etwas zu trinken und zu essen gab.

Erleichtert ließ Hein die Tür des Kühlschranks zufallen und verließ schnellen Schrittes die Bootshalle. Während er seinen Schal enger zog, sah er lächelnd zurück auf den stolzen Holzrumpf der »Albatros«, die geduldig in ihrem Winterquartier auf die erste milde Frühlingsluft wartete. Hein hatte sie einem plötzlichen Impuls folgend gekauft und dann jahrelang seine gesamte Freizeit damit verbracht, das Schiff in der angemieteten Bootshalle zu renovieren. Als das Boot fertig war, fehlte ihm die handwerkliche Arbeit. Also renovierte er die Werkstatt hinter der Bootshalle. Er verlegte einen glänzenden Eichenboden, zog eine erhöhte Schlafebene ein und baute einen Kiefernholztisch, an dem acht Leute sitzen konnten. Dann malte er die Wasserrohre kobaltblau an und fügte eine Waschecke ein. Nur die Toilette blieb, wo sie immer gewesen war: an der Hallenaußenseite, wo sie in den kalten Winterwochen einfro, bis Hein einen Frostwächter anschaffte.

Zuletzt hatte er einen großen Holzofen mit Fenster montiert und seine zentral beheizte Dreizimmerwohnung in der Stadt gekündigt.

Draußen schwappte das Wasser in rosa, grünen und roten Schlieren an den Pier. Es roch nach Altöl, Schlick und Salz. Eine Mischung, die auch durch Heins Adern zu fließen schien.

Die Wände des kleinen viereckigen Raums der Hafenkneipe waren mit hellen Kiefernholzbrettern verschalt und der Boden mit hellblauem Kunststoff ausgelegt. Fünf Tische standen an den Wänden, und am hinteren Ende des Zimmers thronte die dunkel gehaltene Bar. Aus der Schwingtür dahinter preschte jetzt Maria mit einem geflochtenen Brotkorb hervor, den sie dem einzigen anderen Gast hinstellte, der in einer Zeitung blätterte.

Maria konnte nicht langsam, auch wenn kein Betrieb war. Mit Mitte 20 war die hübsche junge Frau an der Seite des verschrobene Hafenmeisters aufgetaucht und hatte nach einigen Wochen die »Hafenbar«, die geschlossen gewesen war, solange Hein denken konnte, neu eröffnet. Immer trug Maria tief sitzende Jeans, aus denen manchmal die Schlange aufblitzte, die sie sich in wilden Jugendentagen hatte tätowieren lassen – und gelegentlich konnten die scharenweise heranströmenden Bootsleute einen Blick auf das Tal zwischen ihren Brüsten werfen.

»Jorik, du siehst hungrig aus«, sagte sie lächelnd und wischte über den Tresen, wo sich Hein gerade niederließ.

Der andere Gast war Jahn. Hein konnte sich an keine Zeit erinnern, in der er Jahn nicht gekannt hatte. Das windschiefe Haus auf dem Deich beim alten Fischerhafen, in dem er lebte, war legendär. Seine junge Frau, die älter aus-